

schichte auf, nach den ökonomischen Folgen zu suchen.

Graf betont in seinem Beitrag, daß die Wiederanknüpfung an die von der Historischen Schule und der Historischen Kulturwissenschaft um 1900 aufgeworfenen Fragen erst am Anfang steht und fordert „Bescheidenheit“ ein (S. 243). Tatsächlich macht der vorliegende Band mit seinen fast ausschließlich deutschen Autoren in verschiedener Hinsicht Leistungen und Defizite der kulturwissenschaftlich orientierten wirtschaftshistorischen Forschung in Deutschland deutlich:

1. Neben einigen theoretisierenden Synthesen weit gediegener Forschungen (Chr. Conrad, Spiekermann, Gries, Großböting) enthält er auffallend viele Beiträge, die entweder aus – im engeren Sinne – kulturhistorischen Forschungen oder aus der Sicht der systematischen Nachbardisziplinen Fragen an die Wirtschaftsgeschichte formulieren. Das geschieht häufig auf hohem Niveau und bereitet dem Leser mitunter intellektuelles Vergnügen. Aber offenbar fehlt es an empirischen Untersuchungen, denn vielen grandios entwickelten Theorien stehen wenige oder mit den Thesen nur ungenügend verknüpfte praktische „Belege“ oder wenigstens Fallbeispiele gegenüber. Das hat manchmal zur Folge, daß die theoretischen Reflexionen doch etwas bemüht erscheinen und auch sprachlich in einen selbstverliebten Wissenschaftsjargon abgleiten, was den Einsatz des Buches in der universitären Lehre nicht durchweg empfehlenswert macht.

2. Es gibt – vielleicht in Analogie zur KLiometrie – einige Bereiche der Wirtschaft, die sich für kulturwissenschaftliche Untersuchungen besonders gut eignen. Zu nennen wären hier etwa das

Marketing, der Konsum und die Unternehmensorganisation. Die in diesem Band kaum thematisierte Gestaltung von Wirtschaftspolitik und das Agieren von wirtschaftlichen Vereinigungen der verschiedensten Art gehören auch dazu. Es ist nämlich ganz offenbar eine Stärke des kulturwissenschaftlichen Ansatzes, daß er sich anders als die Ökonomie nicht auf einen methodologischen Individualismus beschränkt, sondern gerade auch kollektive Deutungsmuster untersucht.¹

Uwe Müller

- 1 Mark Spoerer, ein bekennender Skeptiker gegenüber dem kulturwissenschaftlichen Ansatz, sieht in seiner zum gleichen Buch in H-Soz-u-Kult erschienenen Rezension gerade das Fehlen des methodologischen Individualismus als Mangel an (In: H-Soz-u-Kult, 20.12.2004, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2004-4-198>).

Jörg Baberowski: Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus. München: Deutsche Verlagsanstalt 2003, 287 S.

Bei der vorliegenden Synthese handelt es sich um den Versuch einer Geschichte des Stalinismus aus kulturgeschichtlicher Perspektive. *Baberowskis* zentrale Thesen lauten: „Stalinismus und Terror sind Synonyme“ und: „Diese Symbiose von Kulturrevolution und Gewalt heißt Stalinismus“ (S. 7, 113). Damit verwirft *Baberowski* die von Stéphane Courtois im „Schwarzbuch des Kommunismus“ vertretene Position, daß der „rote Terror“ ein Charakteristikum der Geschichte der Sowjetunion gewesen sei. Die geistige Urheberschaft für diese Thesen kann er für

sich nicht in Anspruch nehmen, zumal vor ihm u. a. der in Paris arbeitende Historiker Nicolas Werth sowie der Marburger Osteuropahistoriker Stefan Plaggenborg ähnlich argumentierten. Nichtsdestoweniger unterscheidet sich B. mit seiner Sicht der Dinge sowohl von den gerade genannten Autoren als auch von den beiden gängigen Grand narratives: der Totalitarismustheorie und den Revisionisten. Der Terror, so *Baberowski*, sei eine Antwort auf das Unvermögen der kommunistischen Führung gewesen, ihre Ideen zu realisieren und damit ihren modernisierenden und disziplinierenden Anspruch gegenüber einer als rückständig wahrgenommenen Welt des Dorfes und der multiethnischen Peripherie durchzusetzen. Um dem Verlangen der Bol'seviki, diese Ambivalenz zu überwinden und Eindeutigkeit herzustellen, zur Geltung zu verhelfen, bedurfte es der Gewalt. Diese Gewalt speiste sich aus zwei Quellen: zum einem aus dem in einem mehrjährigen Bürgerkrieg entwickelten und für die Kader der bolschewistischen Partei formativen Gewaltkult, zum anderen aus den Gewalttraditionen des Dorfes (S. 12-15, 32 f., 139, 204).

Zur besseren Illustration beschränkt *Baberowski* seine Darstellung daher nicht allein auf den Zeitraum von der Zwangskollektivierung und der forcierten Industrialisierung in der Sowjetunion bis zum Tode Stalins, also die Jahre zwischen 1927/28–1953, die gemeinhin als formative Periode des Stalinismus betrachtet werden, sondern beginnt seine Ausführungen mit der Spätphase des Zarenreiches. Auf die hinleitenden Passagen über Revolution, Bürgerkrieg, den *Baberowski* als „Generalprobe für den Stalinismus“ cha-

rakterisiert (S. 36, vgl. S 53), und die Phase der „Neuen Ökonomischen Politik“ entfallen mehr als ein Drittel des gesamten Textes des chronologisch gegliederten Werkes. Die beiden einführenden Kapitel „Der Weg in den Stalinismus“ und „Ruhe vor dem Sturm“ umfassen 93 Seiten. Die abschließenden drei Kapitel „Kulturrevolution“, „Terror“, „Krieg und Nachkrieg“ sind der stalinistischen Periode gewidmet.

Das Herzstück mit einer Länge von über 70 Seiten bildet das Kapitel über den roten Terror. Hier tritt die stupende Belesenheit des Verfassers deutlich zutage. Vor allem zeichnet sich seine facettenreiche Darstellung durch einen intensiven Rekurs auf die einschlägigen Repositorien des Moskauer „Staatsarchivs der Sozialpolitischen Geschichte“ [RGASPI] aus. Der rote Terror kulminierte in den Jahren 1937/38, als sich vier bis dahin nicht mit einander verbundene Repressionsstrategien zu einem blutigen Malstrom vereinten: 1. der Vernichtung der altsowjetischen Führungselite, die mit dem Mord am Leningrader Parteichef S. M. Kirov im Dezember 1934 ihren Anfang nahm, 2. den seit 1933 stattfindenden Parteisäuberungen von Karrieristen, Ignoranten und sozial bzw. politisch Suspekten, 3. dem Massenmord an stigmatisierten gesellschaftlichen Gruppen und schließlich 4. der Verhaftung, Verbannung und Tötung von ethnischen Minderheiten des sowjetischen Vielvölkerstaates. Als überraschendes konzeptionelles Manko erweist sich der Umstand, daß *Baberowski* den Gulag nicht thematisiert: Die Lager waren nicht nur ein Mikrokosmos, in denen sich der alltägliche Terror des Systems wiederholte, son-

dem sie waren mit ca. 2 Mio. Insassen im Jahr 1938 und dem in ihnen praktizierten System der Zwangsarbeit auch ein bedeutender Wirtschaftsfaktor.

Die Stärken der Darstellung liegen in *Baberowskis* Fähigkeit, griffige und plausibel klingende Thesen zu formulieren. Knappe, pointierte Sätze und vor allem dezidierte Urteile sind sein Metier, weniger aber die differenzierte und kritisch wägende Nuance. Einige Beispiele mögen zur Illustration genügen. Zu einseitig negativ wird die Periode des Ancien régime geschildert: „Rußlands Modernisierer waren Eroberer, die sich in rücksichtsloser kultureller Unterwerfung übten.“ (S. 18) Hier pointiert der Verfasser den Kontinuitätsaspekt zu stark, zeichnete sich doch m. E. die zarische Verwaltungspraxis bis weit in das 19., regional bis in das 20. Jh. durch eine pragmatische Politik gegenüber ethnischen Minderheiten an der sibirischen bzw. zentralasiatischen Peripherie aus. Überhaupt wäre manchmal ein vorsichtigerer Sprachstil angemessen gewesen. So attestiert *Baberowski* beispielsweise dem galizischen Generalgouverneur V. A. Bobrinskij, während des Ersten Weltkrieges ein „Terrorregiment“ über die ukrainische, deutsche und jüdische Bevölkerung ausgeübt zu haben. Durch die gehäufte Verwendung ein und desselben Terminus für Phänomene unterschiedlicher Qualität leidet die begriffliche Schärfe (S. 27). Andere Formulierungen erscheinen zumindest unglücklich gewählt. Lenin wird als „bösaertiger Schreibtischtäter“ bezeichnet (S. 42), ohne daß B. seine Erkenntnis durch eine Fußnote belegt oder das Adjektiv inhaltlich ausführt. „In der Stadt Omsk gehörten öffentliche Vergewaltigungen, Plünderungen, Mord

und Totschlag zur Alltagserfahrung der Einwohner.“ (S. 189) *Baberowski* nennt für diesen Sachverhalt weder Datum, noch quantifiziert er ihn, setzt die Zahlen nicht in Relation zu dem „vorher“ und „nachher“ bzw. anderen Gebieten, und er stellt auch keinen Kontext her, ob sich hier die Gewalterfahrungen der sibirischen Gesellschaft der prärevolutionären Periode bloß perpetuierten; denn bereits seit der Petrinischen Epoche wurde Sibirien gleichsam als „Strafkolonie“ und Verbannungsort für Kriminelle und Personen devianten Verhaltens benutzt. Die für die stalinistische Periode konstatierten Verhältnisse hatten zeitweilig bereits zu Beginn des 20. Jh.s Gültigkeit. Eine Pazifizierung war hier erst nach Verhängung des Ausnahmezustandes durch den autokratischen Staat möglich. Zum Teil hat es den Anschein, als erliege der Autor einer gewissen Suggestion der Quellsprache: So heißt es u. a. in einer der analytischen Sprache des Historikers nicht angemessenen Weise, daß die Bol'seviki von der Autokratie „barbarische Völker“ geerbt hätten (S. 77).

Bedenklich erscheint schließlich eine Formulierung, die an den Historiker-Streit erinnert: „Der Massenterror, der im Sommer 1937 begann und sich bis in den Herbst des Jahres 1938 fortsetzte, war ein Versuch, die Gesellschaft von ihren Feinden zu erlösen. Es war eine sowjetische Variante der ‚Endlösung‘.“ (S. 188) Hier werden inkommensurable Größen miteinander verglichen. Zwar richtete sich die Verfolgung in der Sowjetunion wie im nationalsozialistischen Deutschland zunächst gegen politische Gegner, dann wurde sie auf soziale und gesellschaftliche Randgruppen wie „Volks-

schädlinge“ bzw. „sozial fremde Elemente“ (Asoziale, Kriminelle, Prostituierte, Psychopathen etc.) ausgedehnt. Das imaginierte Feindbild im Stalinismus war allerdings umfassender, richtete sich in erster Linie gegen die Angehörigen der eigenen Gesellschaft und machte zumindest im Großen Terror von 1937/1938 keine sozialen Unterschiede, war insofern – worauf *Baberowski* selbst hinweist (S. 186) – unkalkulierbarer, während im NS „rassehygienische“ Aspekte immer mehr in den Mittelpunkt traten und dann schließlich mit der Internationalisierung des Konfliktes im Zweiten Weltkrieg in dem millionenfachen an Mord der europäischen Juden, Sinti und Roma kulminierten.

Gemessen an der gewohnten Schärfe der Hypothesenbildung klingen *Baberowskis* Ausführungen über das abrupte Aussetzen des roten Terrors Ende 1938 banal: „Niemand wird je erfahren, was den Diktator dazu veranlaßte, das Morden einzustellen. Ob er und seine Helfer sich am Ziel ihres Traumes glaubten, die Erde von Feinden befreit zu haben? ... Wahrscheinlich kam Stalin die Destruktivität des Terrors allmählich zu Bewußtsein.“ (S. 202) Wie verträgt sich dies aber mit der Erkenntnis, daß der Terror keineswegs nur dysfunktional gewesen sei, weil er zum einen eine wichtige Ventilfunktion erfüllte, die beispielsweise die in den Kolchosen kollektivierten Bauern, aber auch Arbeiter nutzten, indem sie ihre Vorgesetzten, Manager oder auch Peiniger denunzierten. Hinzu kam zum andern der Aspekt der sozialen Aufwärtsmobilität; denn viele junge Kommunisten gelangten durch die Denunziationen auf lukrative Führungsstellen. Vor dem Hintergrund der bis

dahin detaillierten Schilderungen, aber auch *Baberowskis* These, die Bol'sheviki hätten sich und ihre Untertanen gleichsam abgerichtet, für den Terror konditioniert (vgl. S. 138), überrascht ein solch lapidarer Satz über das Aussetzen des Terrors. Plausible Erklärungsversuche, warum diese besondere Spezies schlagartig auf die Vernichtung des „Feindes“ verzichten konnte, bleibt B. schuldig.

Und dennoch: Ungeachtet der geschilderten Einwände und mancher Wiederholungen, darunter auch detaillierter Schilderungen der unmenschlichen Gewalttaten, die Zeugnis über die blutrünstige Brutalität der stalinistischen Schergen ablegen, hat *Baberowski* eine von großem Kenntnisreichtum zeugende, zum Nachdenken anregende, facettenreiche Monographie einer Epoche der Geschichte des 20. Jh.s verfaßt, die für sich in Anspruch nehmen kann, den höchsten Blutzoll gefordert zu haben. Wer immer sich mit dem Stalinismus in naher Zukunft beschäftigt, wird auf die stimulierende Lektüre dieser Synthese nicht verzichten können.

Lutz Häfner

Genesis des Genozids. Polen 1939–1941. Hrsg. im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts Warschau und der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart von Klaus-Michael Mallmann und Bogdan Musiał (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, Bd. 3), Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2004. 240 S.

Das Dutzend Beiträge dieses Sammelbandes verdankt seine Entstehung einer